

gebenheit zu bekommen, damit ich ein detailgetreues Bild erhalte, sie authentisch beschreiben kann. Für mich unterscheidet sich diese Recherche allerdings von allen vorangegangenen, da diese Details mit mir verbunden sind. Die Dinge, die zum Leben meiner Mutter und meines Vaters und später zu ihrem gemeinsamen Leben gehörten, haben sie als Personen geprägt, die dann wiederum mich geprägt haben, zwanzig Jahre nach ihrem Kennenlernen.

Um diesem Kennenlernen eine Art emotionalen Soundtrack zu verpassen, recherchiere ich die Musik, die 1963 in Deutschland gehört wurde, die nationalen und internationalen Lieder der Hitparade. Im Internet finde ich Listen der US-Billboard-Charts und auch die Lieder, die in Deutschland die Hitparaden des Jahres dominierten. Nachdem ich in fünfzig, vielleicht auch hundert Songs reingehört habe, stelle ich eine Auswahl zusammen, von der ich glaube, dass sie meinen Eltern gefallen hätte, auch weil einige der Stars in ihren späteren Erzählungen auftauchten. Allen voran *You'll Never Walk Alone* von Gerry & The Pacemakers, das auf der Beerdigung meines Vaters gespielt wurde, und Skeeter Davis' *The End Of The World*, ein schmachtvolles Stück, in dem die Interpretin davon singt, dass die Trennung von einer geliebten Person dem Ende ihrer Welt gleichkommt.

*Why does the sun go on shining?
Why does the sea rush to shore?
Don't they know it's the end of the world?
'Cause you don't love me anymore.*

Obwohl die Sängerin das Ende einer romantischen Liebe zu besingen scheint, bleiben die Strophen (typisch für Popmusik) so unkonkret, dass der Text auch die Trauer um eine nahe Person, die sich aus dem Leben *verabschiedet* hat, meinen könnte, und deshalb hat er eine eigene Bedeutung für mich entwickelt.

In den folgenden Tagen höre ich das Lied in Endlosschleife. Morgens, wenn ich meinen Haferbrei kuche und einen Apfel hineinreibe. Auf dem Weg ins Büro mit dem Fahrrad durch Neukölln, wenn der schlaftrige Klang des Liedes auch meine Geschwindigkeit drosselt. Am Abend, wenn ich auf dem Laufband des Fitnessstudios durch die bodentiefe Fensterwand in den sich verdunkelnden Park blicke, bis die Bäume nicht mehr von der Nacht zu unterscheiden sind, bis das Lied ganz Teil der Erinnerung an meine Eltern geworden ist.

Wenn ich an diese Szene auf dem Eis denke, in der mein zwanzigjähriger Vater von meiner siebzehnjährigen Mutter festgehalten wird, sie einander anlächeln, sich näherkommen und schließlich das erste Mal küssen, stelle ich mir vor, dass *The End Of The World* im Hintergrund spielt, wie in einem Film. Und wie in einem Film erklingt die Hintergrundmusik nicht für die darstellenden Liebenden, sondern für uns, die wir die Szene betrachten, Musik lässt uns die Gefühle des Liebespaars nachempfinden.

Ich stelle mir vor, wie mein Vater ins Eis einbricht, so wie er mit seinem Tod, auf den Tag genau sechsundfünfzig Jahre nach der Hamburger Sturmflut, aus dem

Leben meiner Mutter gebrochen ist, so plötzlich von der Oberfläche verschwand.

An der Oberfläche der Worte, aus denen diese Erinnerung besteht, unterscheidet sich ein Roman nicht von der Realität. Der Unterschied liegt in dem Umstand, dass unter der dünnen Schicht der Worte eine persönliche Wahrheit liegt. Unter dem Text liegt die Trauer um meine Eltern, mein verschwommenes Gefühl. Es gewinnt erst dadurch an Klarheit, dass ich das Lesen mitdenke, ein Gegenüber, einen Menschen. Insofern bist Du, liebe Leserin, lieber Leser, längst ein Teil dieser Geschichte.

WAR DAS DIE ZEIT?

Das Telefon klingelte zu früh.

Man weiß, dass man gemeint ist, auf eine bisher ungekannte Art vom Tod berührt, man spürt es am ganzen Körper, im Außen und Innen, wenn die Eltern sterben allemal, dann vibriert jede der Zellen, die aus zwei einzelnen hervorgegangen ist.

Ich schlug die Augen auf. Es war bereits hell, wenn auch noch nicht lange. Kurze Orientierung. Wochentags, etwas nach acht. Neben mir lag C. Auf dem Display die Nummer, die ich niemals vergaß, weil sie die Nummer meiner Eltern und früher auch meine gewesen war. Irgendwann hatte ich den Kontaktamen *Zu Hause* in *Mama und Papa* geändert, das ging mir durch den Kopf, noch während das Telefon klingelte.

Hallo?

Guten Morgen, mein Chrischi.

Meine Mutter klang wackelig, aber gefasst, dabei seltsam offiziell. Sie atmete falsch. Ihre Lunge ein Luftballon mit Löchern, das war sie ja ohnehin.

Papa ist heute Morgen friedlich ... eingeschlafen.

Ach, Mama.

Ich weiß nicht mehr genau, was ich dann sagte, aber ich erinnere mich an ein Kippschaltergefühl – auf einmal lief ein neues Programm. Ich sagte ihr, ich käme noch am selben Abend, ich müsse zuerst den Kopf frei kriegen, vorbereitet sein.

Der Blick von C. zeigte mir dann, was eigentlich passiert war. Zwischen unseren Augen ein elektrischer Fluss. Ich erkannte den Schock in meinem Gesicht in der Art, wie sie mich ansah. Ich nahm die Traurigkeit aus ihren Augen in meine auf. Sie wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel und führte den Finger an mein Gesicht, platzierte die Träne. Ich kniete mich vor das Bett und legte den Kopf auf die Matratze. Sie strich mir durch die Haare. Ich schämte mich, dass sie unter dem Druck stand, tröstende Worte zu finden. Ich jammerte, ich artikulierte laut und rund, mit großen Vokalen, in deren Öffnungen ich *lief*, wie in einen dunklen Tunnel, *fiel*, wie in ein Loch. Ich sagte nur einen Satz: Ich will das nicht so.

Bevor ich nach Hamburg fuhr, gingen wir noch zusammen über das Tempelhofer Feld, Februarschlendern, das krächzende Canto der Krähen. C. buchte mir ein Zugticket, weil meine Finger zitterten. Der Himmel war grau, das Gras sah verbrannt aus, obwohl es erfroren war. Wir sagten nicht viel. Ich hatte das Gefühl, dass mein Sprechen mich in eine Hoffnung führen wollte, die ich gar nicht spürte. Bevor ich ging, zog sie mich zu sich, küsste mich und drückte mir eine Brotdose in die Hand. Du wirst Hunger bekommen.

Ich setzte mich in den Speisewagen. Ich erinnerte mich an einen Artikel, der den Speisewagen als das Kaf-

feehaus von heute beschrieb, in dem sich die Kulturmenschen tummelten. Bisher war ich nur selten welchen begegnet. Ich bestellte ein Bier und ein Stück Butterkuchen. Das Bier wirkte weniger beruhigend als erhofft. Vielmehr machte es mich unsicher. Der Butterkuchen war warm und klitschig, so wie meine Mutter ihn mochte.

Das neue Album von Tocotronic war gerade erschienen. Der Text eines Liedes auf einmal mit neuer Bedeutung. Die warme Stimme Dirk von Lowtzows:

*Dein Tod war angekündigt,
das Leben ging dir aus.
Unwiederbringlich
schlich es aus dir hinaus.
Du lagst im Krankenzimmer,
ich saß im ICE.
Auf dem Weg nach Hause,
durch Felder voller Schnee.*

Der Blick in die Filmrollen-Schneelandschaft, die Hand am KöPi. Ich spielte mit den Fingern an dem weißen Papierkragen, der den Schaum auffangen sollte.

Zum letzten Mal lebendig gesehen habe ich meinen Vater an seinem Geburtstag zwei Wochen zuvor. Die beste Freundin meiner Mutter und ich besuchten ihn im Krankenhaus. Meine Mutter selbst war krank an diesem Tag, wie auch an den meisten anderen Tagen und Wochen und Monaten der letzten Jahre. Von Schläuchen und Maschinen, dem Geruch, dem Muster des Nachthemds und den vom Liegen entstandenen Druckstellen in seiner Haut brauche ich nicht weiter